

den Leser zu einem tugendhaften Leben anspornen, denn die Sünden der Menschheit wirken sich nicht nur im individuellen Leben, sondern eben auch in den Geschichtsvorgängen aus. Schlimmer vorgehend als die Türken und Hunnen, so beschreibt Alberini die Plünderer Roms, auch um an frühere geplünderte Städte zu erinnern und neue wie alte Feindbilder humanistisch einzufärben.

In prallen Bildern zeichnet ebenfalls Jacopo Buonaparte aus San Miniato die unmenschlichen, nördlichen Barbaren, die beutegierigen Teutonen und perfiden Spanier. Sebastian Schertlin hingegen, Berufssöldner, Haudegen und ebenfalls Verfasser von Erinnerungen seiner Taten, schildert nüchtern die Vorgänge und seinen exorbitanten Gewinn durch die Beute und dankt dies auch Gott. Eine ganze Palette von Zeitzeugen, Ritualen und Bildern lässt Reinhardt in diesem Teil sprechen und zeigt damit sehr schön auf, wie vielfältig Ereignisse gedeutet wurden, wie multiperspektivisch der Blick auf Geschichte und Vergangenheit sein kann oder vielmehr auch sein muss.

Das macht die Stärke dieses lesenswerten Essays aus. Das Chaos zu bändigen, aufzuschlüsseln, wie es zur Katastrophe gekommen ist, zu zeigen, wer beteiligt war, wer darunter gelitten hat, wer davon profitiert hat, gelingt Reinhardt in den allermeisten Fällen. Das fundiert recherchierte und vielseitige Buch liest sich leicht und schnell, es regt an und stößt zugleich auf Widerstand beim akademisch ausgebildeten Leser, der gerne Quellenangaben, Forschungsmeinungen und Ideologiekritik im Text und vor allem in den Fußnoten liest. Denn Anmerkungen sucht man vergebens. Immerhin wird der interessierte Leser mit einem Index und einer kommentierten Bibliographie entlohnt. Leider fehlen aber jegliche Abbildungsangaben, der Verweis auf das WBG-Bildarchiv dient dem suchenden Leser wenig. Das macht den sonst sehr gelungenen Essay bisweilen etwas unscharf, wie auch dort, wo die Meinungen

und Haltungen der Zeitzeugen und des Autors zu verschmelzen drohen. Dies ist besonders dann der Fall, wenn Schilderungen von Söldnern und Humanisten über Seiten in indirekter Rede wiedergegeben werden. Ob man das mag oder nicht, ist jedoch letztlich Geschmackssache.

Michael Jucker (Luzern)

*

Laurence Fontaine, *L'Economie morale. Pauvreté, crédit et confiance dans l'Europe préindustrielle*, Paris, Gallimard 2008, 437 S.

„Glaubt mir, teurer Lord“, sagt der Juwelenhändler zum noblen Kunden, der abwägend ein Schmuckstück betrachtet, „das Juwel würde einen noch größeren Wert erhalten, wenn ihr es trüget.“ Laurence Fontaine zitiert auf dem Höhepunkt ihres reichen, komplexen und kontroversen Buchs *L'économie morale* die Eröffnungsszene des unvollendeten, etwa 1605 verfassten Shakespeare-Dramas *Timon of Athens* (S. 264). Der Juwelier nennt einen Wert, der vom sozialen Status des Käufers abhängt, und dieser Käufer wird kraft seiner Autorität einen Preis festlegen. Eine solche Situation liegt im Kern von Fontaines Argument: dass jeder ökonomische Handel auch einen Austausch gesellschaftlicher Werte bedeutet.

In ihrer Untersuchung zu „Armut, Kredit und Vertrauen im vorindustriellen Europa“, wie die Studie im Untertitel heißt, nimmt Fontaine ihre Leser mit auf eine Hin- und Rückfahrt zwischen der Gegenwart und dem *Ancien Régime*. Sie führt Gesellschaften vor, in denen das Ökonomische keine vom Religiösen, Sozialen und Politischen entkoppelte Sphäre darstellte. Zum Schluss formuliert sie starke Vorbehalte gegen die These eines „disembedding“ der Wirtschaft im Sinne Karl Polanyis. Vielmehr waren, so Fontaine, in einem stets beweglichen Kräfteverhältnis konkurrierende Ökonomien und Moralordnungen präsent, die sich bekämpften, kontaminierten und durchdran-

gen. Für dieses Argument synthetisiert und erweitert die Historikerin in diesem Buch ihre jahrzehntelangen Forschungen zum frühneuzeitlichen Wirtschaften.

Fontaine geht von den alltäglichen, konkreten Tauschbeziehungen aus, die in einem omnipräsenten Geflecht von Kreditverhältnissen stattfanden. Sie setzt bei der Armutserfahrung der großen Bevölkerungsmehrheit an: einer von grundlegender Unsicherheit geprägten „économie de l'aléatoire“ (S. 34), welche die so genannten einfachen Leute in komplizierten, weil kontingenten Verhältnissen leben ließ. Verschuldung fungierte als Gradmesser der Armut, aber auch als Zeichen des Durchkommens – waren doch die Ärmsten am wenigsten verschuldet –, indem horizontale wie vertikale Beziehungen genutzt wurden. Fontaine wechselt dann zu den Schauplätzen, an denen die Kreisläufe des Borgens und Leihens sich vollzogen. Auf dem Land formte eine strukturelle Verschuldung die dörfliche Sozialhierarchie aus; der Kredit kontrollierte weitere Märkte, wie den Arbeits- oder die Getreidemärkte. In der Stadt speisten die Mikrokreisläufe des Alltagskredits den Konsum. Nebst den traditionellen Netzwerken von Korporationen standen hier Myriaden von Intermediären in der informellen Ökonomie bereit, welche die Pfandleihe, das kurzfristige Wirtschaftsinstrument der Armen, betrieben.

Die Partizipationsweise am Wirtschaftsleben war bestimmt durch den rechtlichen und politischen Status in einer Ständegesellschaft, was Fontaine in einem Kapitel über weibliche ökonomische Handlungsräume erörtert. Sie zeichnet dabei die paradoxe Situation von Frauen als wirtschaftlichen Akteurinnen und stark zurückgebundenen Rechtssubjekten nach, welche eine Vielzahl sozialer Positionen entstehen ließ. Nach den sozialen Netzen, den Akteursgruppen, den Institutionen (ein eigenes Kapitel ist den obrigkeitlich regulierten Pfandhäusern, den *monts-de-piété*, gewidmet) und den politischen Debatten

um die Wucherverbote nimmt Fontaine die kulturellen Figuren in den Blick, die zwei ineinander greifende Werte verkörperten: eine Logik des Gabentauschs und ein expandierender Marktnexus.

Das Theater bildet ein Prisma, in dem sich diese Werte brachen. In der Manier des *New Historicism* analysiert Fontaine Shakespeares *The Merchant of Venice* und das eingangs erwähnte Stück *Timon of Athens*. Die sich widersprechenden und beeinflussenden Werte mobilisierten zwei gegensätzliche Fiktionen: die aristokratische Kultur der Gabe beschwor einen Komplex aus Freundschaft und Liebe, die bürgerlich-kapitalistische Logik zeichnete den Markt als demokratische Sphäre, in der Gleiche interagierten.

Dieses Spannungsverhältnis sieht Fontaine auch wirksam, wenn sie von den kulturellen Formen wieder zurückschwenkt zu den alltäglichen Praktiken: dem Einkaufen. Die Transaktionen auf dem Markt stellten eine *mise en scène* sozialer Relationen dar. In kritischer Weiterführung von Clifford Geertz' Überlegungen zur Basar-Ökonomie streicht Fontaine das praktische Wissen heraus, mit dem sich Akteure und Akteurinnen auf dem Markt orientierten. Mittels Feilschens legten statusmäßig Gleiche die Preise fest, unter Ungleichen wurden sie autoritär etabliert. Gabe und Markt waren dennoch verwoben, etwa wenn die Händler ihre Kunden an sich banden, indem sie den Zahlungssaldo nie restlos begleichen ließen. So kam es zum Wandel von einer sozialen Fiktion zur anderen: die Autonomisierung der Wirtschaft im 18. Jahrhundert ging einher mit bürgerlichen Werten, die nicht länger der paternalistischen Logik der Gabe folgten. Aber zugleich blieben in den Handelsbeziehungen die Vertrauensproblematik und damit die Virulenz sozialer Bindungen bestehen.

Fontaines Buch hat in Frankreich eine lebhafte Debatte ausgelöst. Ihre Rückfahrt aus dem *Ancien Régime* in die Gegenwart endet mit dem Plädoyer für eine „Rehabilitation des Marktes zugunsten der

Armen“ (S. 321 ff.). Wenn Fontaine betont, dass die Gewichte zwischen bestimmten Formen der Moral und der ökonomischen Rationalität sich zwar verschoben, aber nie kippten, dann schreibt sie gegen eine andere Erzählung an: jene von der verlorenen Welt sozial eingebetteter Wirtschaftsbeziehungen. Eine solche Verlustgeschichte wähnt sie bei Polanyi, E. P. Thompson und Vertretern der globalisierungskritischen Bewegung (deren Argumente sie bisweilen zur Karikatur verkürzt). Das Nachwort steht in seiner politischen Zuspitzung in deutlichem Kontrast zum Rest des Buchs. Ein Grund liegt darin, dass jene vieldeutige Polarität zwischen Gabe und Markt, die Fontaine in den vorhergehenden Kapiteln detailliert nachgezeichnet hat, im Nachwort zu normativen Statements gestanzelt werden: Markt wirkt nun *per se* potenziell demokratisch, Solidaritäten maskieren immer schon eine oppressive Dynamik. Damit fällt Fontaine hinter die eigene subtile Argumentation zurück. Ein weiterer Punkt sei hier nicht als Einwand, sondern einfach neugierig angeführt. Fontaines Geschichte endet um 1800 und blendet dann über in die Gegenwart. Die Autorin weist eindrücklich auf die Bedeutung des Marktzugangs hin. Zu den informell geprägten Ökonomien des *Ancien Régime* hätten fast alle Zutritt gehabt. Diese Systeme, in denen es überall etwas zu verschachern und verticken gab, seien zunehmend unterbunden und die Armen aus dem Markt verdrängt worden. Es ließe sich daher weiterführend fragen, wie dieser restrukturierte und verengte Markt neue Zwänge schuf, indem er Leute verstärkt mit ökonomischen wie sozialen Verhältnissen konfrontierte, die außerhalb der Reichweite ihrer Handlungsoptionen lagen. Ein solches Weiterfragen wird indes erst möglich vor dem Hintergrund von Fontaines faszinierendem Buch.

Mischa Suter (Zürich)

*

Claudia Bruns, Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880–1934), Köln – Weimar – Wien, Böhlau 2008, 546 S.

Die Übergangsphase vom 19. ins 20. Jahrhundert trug im Deutschen Kaiserreich deutliche Zeichen einer kulturellen Verunsicherung in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären. Bereits in der Einleitung ihrer Dissertation problematisiert die Historikerin und Kulturwissenschaftlerin Claudia Bruns den Begriff der „Krise“ (S. 35 ff.) und untersucht das Konzept des „Männerbunds“, dessen Genese und Wandlungen sie für das erste Drittel des 20. Jahrhunderts analysiert, als eine Reaktionsweise von Publizisten und Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen auf eine Reihe von Modernisierungsprozessen und Moderne-Erscheinungen.

Im Vordergrund stand dabei die Infra-gestaltung und potenzielle Bedrohung „hegemonialer Männlichkeit“ (S. 97) durch verschiedene Faktoren. Mit den erstarkenden Emanzipationsbewegungen der Frauen und der (männlichen) Homosexuellen, aber auch mit dem Aufschwung entsprechender Abwehr- und Gegenbewegungen gewannen die Debatten über Geschlechteridentitäten und -grenzen, über Sexualität sowie über den Zusammenhang von Geschlechterrollen bzw. Geschlechterordnung, Elitenbildung und Staatsführung im wilhelminischen Deutschland nach 1900 mehr und mehr an Bedeutung. Dabei leuchtet der von Bruns gewählte Buchtitel „Politik des Eros“ vor allem deswegen ein, weil die Autorin ihre Untersuchung über die zeitgenössischen „Männerbund“-Konzepte exemplarisch an einem ihrer prominentesten, von der historischen Forschung jedoch weitgehend vernachlässigten „Erfinder“ und Verfechter festmacht: dem zumeist als „Sonderling“ bezeichneten politischen Schriftsteller und Grenzgänger Hans Blüher.

Im Zentrum der Analyse steht Blühers zweibändiges Werk über den „Wandervogel. Geschichte einer Jugendbewegung“,